Programm

des

Königlichen Realgymnasiums zu Tilsit

mit welchem zu der

öffentlichen Prüfung seiner Schüler

Dienstag den 24. März, vormittags von 8 Uhr ab,

im Namen des Lehrer-Kollegiums

ergebenst einladet

Max Dangel, Direktor.

Tilsit, 1891.

1891. Progr. Nr. 22.

Gedruckt bei H. Post, Tilsit.

Die Behandlung der Mythen und des Götterglaubens bei Lukrez.

Als ich bei Gelegenheit einer grösseren Arbeit*) über den römischen Dichter Titus Lucretius Carus (99—55 v. Chr.), Verfasser des auf epikureischer Naturanschauung beruhenden hexametrischen Lehrgedichtes „De rerum natura," libri VI, auch die Mythen und den Götterglauben streifte, gab mir das Wort des verewigten **Lehrs**: „Philosophen allerdings, wo sie mit **philosophischem Bewusstsein** reden, verwerfen jene allgemeine Vorstellung der Volksreligion" (Populäre Aufsätze, über den Neid der Götter) die Richtschnur.

Ich habe auch hei der vorliegenden Umarbeitung meines alten Planes daran festgehalten, weil thatsächlich Epikurus und alle seine gemässigten Anhänger bis auf Lukrez als Philosophen allerdings ihre eigenen, nämlich die Volksanschauung verwerfenden Glaubenssätze in religiösen Dingen lehrten, aber, wo sie **das philosophische Bewusstsein** nicht hervortreten lassen mochten, sei's auch nur, um keinen Anstoss unter den Mitbürgern zu erregen, die Volksanschauungen mit Milde und Schonung hinnahmen und sich den üblichen Religionsgebräuchen thunlichst fügten. (Vgl. Schoemann, praef. ad Cic. de nat. deor.). —

Lukrez insbesondere, der getreue Interpret der epikureischen Lehre, folgt seinem Meister in der Verwerfung des althergebrachten Glaubens durchaus, aber, wo er nicht bloss als Philosoph, sondern mehr als poetischer Erklärer auftritt, da benutzt er gern die religiösen Vorstellungen des Volkes, um die philosophischen Grundlehren dadurch verständlicher zu machen oder wenigstens schmuckvoller zu gestalten, ja, es überkommt ihn dabei zuweilen eine religiöse Scheu, in der er das Gefühl eines inneren Widerstreites nur mit Gewalt zu unterdrücken vermag.

Sogleich in der herrlichen, später näher zu betrachtenden Einleitung seines Gedichtes ruft er **die Göttin Venus** an, wie auch sonst Dichter einen Schutzpatron um Unterstützung bei der Arbeit anflehen:

Te sociam studeo scribendis versibus esse,

---

*) Quaestiones Lucretianae, dissertatio inauguralis philologica, Regimonti 1867.

und dennoch erhebt er sich als Philosoph auch sofort gegen die Volksreligion mit den bezeichnenden Worten:

Humana ante oculos foede cum vita iacēret
In terris oppressa **gravi sub Religione,**
Quae caput a caeli regionibus ostendebat,
Horribili super aspectu mortalibus instans,
Primus **Graius homo** (i. e. Epicurus) mortalis tendere contra
Est oculos ausus primusque obsistere contra. (I, 62 sqq.).

Wir werden also bei der Betrachtung der Mythen und des Götterglaubens den Philosophen und den Dichter zu unterscheiden haben und wollen demgemäss zuerst eingehen auf:

„Die Mythen und religiösen Anschauungen, die Lukrez philosophisch behandelt, also sich anders auslegt als das Volk oder sofort zurückweist."

Nachdem Lukrez die ersten Grundsätze der epikureischen Naturlehre erläutert hat: Nichts kann aus nichts entstehen — Es giebt nur Körper und Leeres — Es giebt erste Körper, Urkörper, und zusammengesetzte, mit Leerem vermischte Körper — Die Urkörper sind unteilbar, Atome, die allein ewig dauern — Alles andere ist Zustand oder Ereignis im Zusammenwirken von Körper und Leerem u. s. w. — kommt er zu dem Satze: Nichts kann aus Stoffen einerlei Art entstehen, vielmehr ist die Mannigfaltigkeit der Dinge bereits in der Beschaffenheit der Urkeime, der Atome, begründet.

Zum Beweise dieses Satzes lenkt er die Aufmerksamkeit auf **die Erde** hin. Sie bestehe aus zahllosen und höchst mannigfaltigen Körperchen: darum bilden sich aus **ihr** heraus die Meere, Quellen, das Feuer, die Bäume, Gebüsche, Saaten, Kräuter, Früchte, ja auch die lebenden Wesen mitsamt dem Menschen und den in ätherischen Höhen selig lebenden Göttern.

Darum sei es recht, gerade sie, die Erde die **„Mutter"** aller zu nennen:

Quare **Magna Deum Mater Materque** ferarum
Et nostri **Genetrix** haec dicta est corporis una (II, 598).

Und diese Mutter Erde verbindet er mit dem **Vater Äther;** er sendet seinen Regen herab, und dieser erweckt die schlummernden Keime zum Leben:

Postremo pereunt imbres, ubi eos **Pater Aether**
In gremium Matris Terrai praecipitavit:
At nitidae surgunt fruges ramique virescunt
Arboribus, crescunt ipsae fetuque gravantur:
Hinc alitur porro nostrum genus atque ferarum . . . .

und so schildert der Dichter in herrlichen Worten weiter, wie die Schöpfung sich entfaltet und auch Menschen und Tiere fröhlich gedeihen, und endet später mit den gleichfalls sehr schönen Versen:

Denique caelesti sumus omnes semine oriundi:
Omnibus ille idem **Pater** est, unde alma liquentis
Umoris guttas **Mater** cum **Terra** recepit,
Feta parit nitidas fruges arbustaque laeta
Et genus humanum, parit omnia saecla ferarum,
Pabula cum praebet, quibus omnes corpora pascunt
Et dulcem ducunt vitam prolemque propagant;
Quapropter merito **maternum nomen** adepta est. (II, 991).

Nun wendet sich aber der Dichter zu der Vergöttlichung der Mutter Erde. Man hat sie, sagt er, von alters her als **Göttin** verehrt; es ist keine andere als die phrygische **Kybele,** deren Kultus zur Zeit des zweiten punischen Krieges von Pessinus aus auch nach Rom verpflanzt worden ist. (Vgl. Preller, röm. Mythol. p. 402 u. griech. Mythol. 3. Aufl. p. 531). Lukrez kennt den Mythus genau: Die Göttin — magna Mater Idaea — sitzt, geschmückt mit der Mauerkrone, auf einem, vom Löwen-Doppelgespann gezogenen Wagen und durchfährt die weiten Strecken der Länder. Schauer erregt ihre Erscheinung. Ihr Geleit bilden Scharen von Phrygiern und entmannte Priester (Galli). Sie lassen donnerdröhnend die Handpauken (tympana) ertönen, schlagen die hohlen Metallbecken an einander (cymbala); es brüllt mit heiserem Tone das Krummhorn (cornu); schrillend durchdringt die Luft die phrygische Pfeife (hier tibia). Die Furcht vor der Göttin zu erhöhen, werden auch Waffen vorausgetragen. — Fährt sie nun in solchem Pomp durch die Städte dahin, selbst stillschweigend, die Menschen mit ihrem Segen zu beglücken, dann streuen sie ihr Erz und Silber auf die Wege, bringen ihr allerlei Opfergaben dar, überschneien sie und ihr Gefolge mit Rosen. Ausserdem begleitet sie noch ein bewaffneter Trupp, die Kureten, welche, bluttriefend, taktmässig den Boden stampfend, schrecklich die wallenden Helmbüsche schüttelnd, Kampfspiele ausführen. — Die weisen Dichter der Griechen, sagt hierzu Lukrez, deuten sich den Mythus so: Die dahinfahrende Göttin ist die in dem Luftraum schwebende grosse Erde; die wilden Tiere, welche die Göttin zügelt, lehren: wie wild und entartet auch ein Geschlecht unter den Menschen sein möge, es wird doch durch die hingebende Liebe der Eltern bezähmt; die Mauerkrone bedeutet die an erhabenen Orten der Erde befindlichen Burgen und Städte; die phrygischen Scharen erinnern daran, dass der Ackerbau sich von Phrygien her über die Erde verbreitet habe; die entmannten Priester bedeuten, dass, wer die Mutter nicht ehrt und undankbar gegen die Eltern ist, unwert ist, selbst ein lebend Geschlecht zum Lichte zu bringen; der Lärm bedeutet den Schrecken, welcher dem gegen die hohe Göttin Undankbaren und dem frevelnden Pöbel droht; die Waffen endlich sind Zeichen, welche vor den Schrecknissen eines gewaltsamen Aufruhrs warnen. —

Von den phrygischen Kureten, sagt Lukrez weiter, meinen einige, sie stellten jene Kureten aus Dikte d. i. Kreta dar, welche im Waffentanz die Schwerter gegen die Schilde schlugen, um das Wimmern des neugeborenen Juppiter zu übertönen, damit ihn nicht der zürnende Saturnus bemerke und verschlinge; andere meinen dagegen, der Waffentanz der Kureten bedeute den Willen der Göttin, dass jeglicher bereit sein solle, mit Waffengewalt und tapferem Mute sein väterlich Land zu verteidigen und Schutz und Zierde der Eltern zu sein. —

Lukrez selbst aber sagt: „Wie schön und vortrefflich diese Mythen auch ersonnen sind, weichen sie doch gänzlich von der Wahrheit ab; denn es giebt gar keine Götter, wie die Menschen sie sich gewöhnlich vorstellen, vielmehr erfordert der Begriff der Göttlichkeit es von selbst, dass eine Gottheit sich nicht mit unsern menschlichen Bedürfnissen abzugeben habe; also sind alle den Göttern beigelegten Dinge, Thaten und Erscheinungen nichts als abergläubische Erdichtungen, deren Erklärung mithin ganz überflüssig ist. Nicht also ist's eine Göttin, die Leben und Gedeihen verbreitet, vielmehr besitzen die Urkeime der Erde selbst bereits die Stoffe zu allerlei Dingen, und so lässt die Erde, die an und für sich weder Sinn noch Empfindung hat, aus sich selbst heraus, aus ihren reich begabten Atomen, alles ans Licht hervortreten auf vielerlei Weise.“ —

Woher die Uratome aber ihre schöpferische Kraft haben, darüber schweigt Lukrez wohlweislich ebenso wie sein Meister. Das Werden, Wachsen, Gestalten erklärt der Epikureer überhaupt nur aus der verschiedenartigen Konglomeration jener Atome.

Nichts hat Lukrez dagegen einzuwenden, wenn einer **die Erde als solche** Magna Mater oder gar Mater Deorum, das Meer Neptunus, die Feldfrucht Ceres, den Wein Bacchus nennen will, nur verlangt er, dass damit lediglich die Sache, nicht eine Gottheit gemeint werde. (II. 655).

Übrigens vermag er selbst im besten Falle die Verdienste gewisser Gottheiten garnicht so hoch zu schätzen, wie viele wollen. Ceres, sagt er, soll die Saaten, Bacchus den Traubensaft gebracht haben, und doch kann das Leben der Menschen auch ohne dieselben bestehen, wie man noch jetzt von Völkern hört, die ihrer entbehren; viel göttlicher steht ihm daher sein Meister Epikurus da, der die Gemüter der Menschen vom finstern Aberglauben befreit hat. (V, 13). —

Wir knüpfen hieran sogleich die Betrachtung der nach dem Volksglauben in **Wald, Flur und Gewässern waltenden Gottheiten.**

Lukrez geht davon aus, dass das Menschengeschlecht einen eigentümlichen Hang nach Wunderbarem hat; dieser sei vorzugsweise ausgebildet bei Menschen, die auf dem Lande oder im Gebirge wohnen. Da behaupten die einen, ihre Gegenden seien von bocksfüssigen **Satyrn**, lieblichen **Nymphen** und stumpfnasigen **Faunen** belebt (IV, 582. 1165.), und letztere störten mit lustiger Kurzweil, schäkerndem Scherz, Saitenspiel und süssen, klagenden Flötentönen sogar die Nachtruhe (vgl. Preller, röm. Myth. I, 335. 338.); andere sagen, das Landvolk lausche oft dem Spiel des fichtenbekränzten **Pan**, wenn er

Pinea semiferi capitis velamina quassans
Unco saepe labro calamos percurrit hiantis,
Fistula silvestrem ne cesset fundere musam (IV, 583).

Solche Märchen, meint Lukrez, erzähle der Landmann, damit man seine einsame Gegend nur ja nicht von Göttern verlassen glaube, und je mehr er sie ausputze, desto mehr Glauben finde er.

Der wahre Grund der durch die Fabeln verhüllten Erscheinungen liege im Wesen der Natur selbst. Alles ist körperlich. Auch die Töne sind die an unsere Sinnesorgane anschlagenden körperlichen Abbilder (simulacra) der irgendwie gestossenen Luft oder eines Gesteins oder des Wassers. Das Echo z. B. ist danach ein von dem Tonerzeuger bewirktes

körperliches Bild, das an Felsen oder Bäume anschlägt, abprallt und von da einmal oder öfter auf uns eindringt, wie Lukrez selbst einmal ein sechs- bis siebenmaliges Echo beobachtet hat. (IV, 579). Jene Bildertheorie spielt in der Lukrezischen Naturerklärung überhaupt eine bedeutende Rolle, doch, wieviele Beispiele der Dichterphilosoph auch zu ihrem Beweise anführt, bleibt sie selbst ein recht grossartiges „Wunder.“ —

Indem er weiterhin zur Erörterung des Satzes: „Nichts Gewordenes ist von ewiger Dauer!“ gelangt, wendet sich Lukrez gegen den Glauben, dass die himmlischen Gestirne: **Sonne, Mond** und **Sterne** göttlicher Natur oder Götter selbst seien, die sich nach eigenem Willen bewegten. Wie könnten jene Körper, die aus dem Gewirre der Atome sich einst zusammengeballt haben, wie die Erde, Götter, also mit lebendigem Sinne begabte Wesen sein, da sie der Notwendigkeit der Bewegungsgesetze alles Körperlichen unterliegen? Diese Gesetze waren von Uranfang an: der Fall der Atome in ein und derselben Richtung, das seitliche An- und Abprallen, die entstehenden luftleeren Räume und — eine unerklärbare innewohnende Triebkraft, durch welche die verschiedenartigsten Bewegungen, also auch die Rotationen hervorgerufen wurden. (II, 61. ff.)

Wie nun alle Körper geworden, so unterliegen sie auch der Auflösung, also werde auch Erde, Sonne, Mond und Gestirne einst sich wieder auflösen: wie könnten sie unsterbliche Götter sein? Es ist interessant, dass Lukrez sich hierbei bewogen fühlt, seinem Freunde Memmius ausdrücklich zu erklären, er möge diese Absprechung der Göttlichkeit nur nicht als leichtfertige, flüchtige Äusserung ansehen. Eine Reihe von Beispielen muss herhalten, um solchen Gedanken zu unterdrücken (V, 248).

Dabei kommt er auf die Mythen von **Phaethon,** dem Sohne des Sonnengottes **Sol,** und von den **Überschwemmungen.** Wie wir zwei der wichtigsten Elemente der Welt: Wasser und Feuer in beständigem Streite sehen, so hält er es für möglich, dass zu Zeiten wirklich eines über das andere obgesiegt habe und ebenso wieder einmal obsiegen könne.

Die **Phaethonsage** erzählt Lukrez so: Einmal sollen die Rosse des Sol, von ihrer gewohnten Bahn abweichend, mit rasender Wut den Phaethon durch den Äther dahingeschleppt haben. Da ergriff der allmächtige Vater Zeus voll Zorn den Blitzstrahl und schleuderte den verwegenen Jüngling von dem Gespanne tief zur Erde hinab. Während des Falles aber eilte der Vater, Phöbus Apollo, hinzu, ergriff die ewige Fackel der Welt, führte die zerstreuten Rosse zurück, spannte sie an den Sonnenwagen, lenkte sie dann zur alten Bahn zurück und — beherrscht und erquickt seitdem wieder selbst den Weltkreis. (V, 396.) — Diese Erzählung stimmt im allgemeinen mit der gewöhnlichen Darstellung überein, es fehlen nur noch einzelne Erweiterungen wie: die Schrecknisse im Himmel und auf Erden, das Flehen der Menschen und Götter um Hülfe des Allerhöchsten, die Trauer des Sonnengottes um den in den Eridanus hinabgestürzten Sohn, die Heliaden, die in Bäume verwandelt wurden, ihre Thränen, die als fortquillendes Harz den Bernstein bildeten.

Aber die ganze Sache verweist Lukrez in das Reich der Fabeln und begnügt sich mit der Möglichkeit, dass einmal der feurige Stoff aus dem Unendlichen sich angehäuft und die sonst vereinten Kräfte überwunden habe, sodass alles, von glühenden Lüften verzehrt, begonnen habe zu Grunde zu gehen. (V, 407). —

Ebenso verhält es sich nach Lukrez mit den vernichtenden **Wasserfluten** (diluvies), welche keineswegs von Göttern den Menschen zur Strafe gesandt sind, sondern durch zu-

fällige Anhäufung der aus dem Unendlichen zuströmenden wässerigen Masse herbeigeführt und dann wieder durch Gegenkräfte in Schranken gehalten werden. (V, 395. 411. V, 290.) —

Auch die **Geschöpfe** der Erde sind je nach ihrer besonderen Art lediglich durch verschiedene Verbindung der in der Erde nebst Feuer, Wasser, Luft vorhandenen Grundstoffe von selbt entstanden; wo sich ungünstige Verbindungen einstellten, kam es wohl auch zu **Missgeburten,** wie Mannweib, füsse- oder händelosen, stummen, blinden, zusammengewachsenen, der freien Bewegung beraubten Geschöpfen; doch hat die Natur selbst stets deren Vermehrung durch baldige Auflösung verhindert, und immer waren es Wesen aus gleichen oder ähnlichen Urstoffen.

Als unwahr aber weist Lukrez die Erzählungen von **Ungeheuern** wie z. B. den **Centauren,** der **Scylla,** der **Chimära** zurück.

Nie hat es **Centauren** gegeben, und es kann auch nie solche aus zwei Naturen gebildete Geschöpfe geben, weil die Glieder und ihr Vermögen grundverschieden sind:

Hinc illinc par vis ut non sic esse potissit.

Als Beweis führt Lukrez an, dass das Ross in drei Jahren die Blüte seines Alters erreicht, der Mensch jedoch, bis dahin noch ein zartes Kindlein, fast noch an der Mutterbrust ruht; wann das alternde Ross die Kräfte verliert, dann erst naht dem Kinde das blühende Jugendalter, das ihm molli vestit lanugine malas — mit zartem Flaum die Wangen bekleidet. Wie also könnten zwei so verschiedene Naturen, Ross und Mann, Centauren, als **ein** Wesen bestehen? (V, 876). —

Und jene **Scyllae** rabidis canibus succinctae semimarinis corporibus, die mit wütenden Hunden umgürteten, halb im Meere befindlichen d. i. halbfischartigen Ungetüme? Auch sie, ungleichartig an Gliedern, Neigung und Art der Ernährung konnten unmöglich als Einheit existieren (V, 892). —

In der Beschreibung der fabelhaften **Chimära** folgt Lukrez dem Homer (Ilias XVI, 327) und sagt:

Qui fieri potuit triplici cum corpore ut una,
Prima leo, postrema draco, media ipsa Chimaera
Ore foras acrem flaret de corpore flammam? (V, 904.)

Wenn nun jegliches Tier, ob Löwe oder ein anderes, das Blut und Eingeweide hat, durch Feuersglut verbrannt wird, wie sollte auch ein dreifaches Tier, vorn Löwe, hinten Drache, in der Mitte Chimära d. i. Ziege, welches angeblich heftige Flammen aus seinem Rachen speie, nicht durch diese Flammen selbst verbrannt werden? Also sind auch diese Gebilde nichts als Erdichtung.

Wie aber sind die Menschen zu solcher Erdichtung gekommen? Dafür hat Lukrez wieder eine Erklärung in jener wunderbaren Bildertheorie, von der wir schon einmal gesprochen haben. Die Oberfläche aller Dinge und Wesen stösst nämlich gleichsam pulsierend Abbilder nach Art höchst feiner Blättchen oder Spinngewebe von sich hinaus in den Raum. Da schwirren sie nun hin und her, ja es erzeugen sich von selbst in der Luft noch neue Bilder in allerlei Figuren. Trifft nun das Bild eines Menschen und eines Rosses so zusammen, dass sie wie feines Gewebe an einander haften bleiben und dringen gegen die Sinnesorgane des Menschen an, so kann er glauben, er habe einen Centaur gesehen; ebenso geschieht's mit den Bildern der Scyllen, der Chimära, des Höllenhundes

Cerberus, der riesenhaften **Giganten** (cf. IV, 136), ja auch mit **Gestalten längst verstorbener Menschen,** die man plötzlich wiederzusehen glaubt. Genau auf demselben Grunde beruhen auch **die Traumbilder** (IV, 726; 760).

Alles geschieht also nach des Lukrez Auffassung ohne Zuthun von Gottheiten auf ganz natürliche Weise.

Wir kommen nun auf **den Mythus von der Unterwelt,** welche Lukrez bald Tartarus (III, 1012) oder Tartara (T. atra III, 42. 966), bald Orcus (I, 115. VI 762), Acherusia templa (I, 121. III, 25. 86), ja wiederholt geradezu Acheruns nennt (III, 37. 628. 978. 984. IV, 170), während dieser Name nur **ein**mal (VI, 763) zweifellos den Unterweltsfluss Acheron bezeichnet.

Zunächst folgt Lukrez der volkstümlichen, besonders von den Dichtern verbreiteten Schilderung, nach welcher der Tartarus ein weiter, unter der Erde gelegener (III, 25), in dichte Finsternis gehüllter (I, 115), schwarzer (III, 978), aber auch schrecklichen Glutbrand aus seinen Schlünden ausstossender (III, 1012), durch den Acheronstrom von den Wohnsitzen der Menschen abgeschiedener (VI, 763) Ort sein soll. Durch wunderbare Pforten an sumpfigen, Pestluft aushauchenden Stellen der Erde führen die Manen der Unterwelt die an den Ufern des Acheron erscheinenden Seelen der Verstorbenen in ihr dunkeles Reich hinab. Selbst **Ennius,** der von Lukrez hochgefeierte Dichter (I, 116), war des Glaubens, dass die Seelen als Schattengebilde von bleichem, schaurigem Ansehen in die acherusischen Räume wandern, woher ihm des ewig blühenden Homeros Schatten, heisse Thränen vergiessend, erschienen, um ihm die Natur der Dinge zu erklären. — In einem Fragment seiner Tragödien (Nro. VI, ed. Vahlen, cf. Cicero, academ. quaestiones II, 27, 88; somnium Scipionis 1) begrüsst Ennius jene Räume:

Acherunsia témpla alta Orci [sáncta] salvete, infera
Pállida leti, obnubila, tenebris, [átris, aeternís] locá.

Und dort, sagt Lukrez, sollen nun nach dem Glauben des Volkes **Tantalus** (III, 981), **Tityos** (984), **Sisyphus** (995), **die Danaiden** (1008) ewige Strafen erleiden; dort soll auch ein **Cerberus,** dort die **Furien** hausen (1011).

Gegen diesen Aberglauben erhebt der Philosoph zunächst den Einspruch: Wenn die Seele, vom Körper getrennt, unsterblich dort unten fortdauern soll, dann muss man sie mit fünf Sinnen begabt denken; wie könnten sie sonst verrichten, was man ihnen andichtet? Und wirklich haben Dichter und Maler sie mit jenen Sinnen ausgestattet. Aber wie kann ein Sinn ohne Körper existieren? Der Körper geht, wie wir sehen, unter, die Seele ist — nach epikurisch-lukrezischer Lehre — ebenfalls Teil des Körpers (III, 94. 136.), ja selbst aus feinsten körperlichen Atomen darin gebildet (III, 179), mithin geht sie mit dem Körper zugleich unter:

Sic animus per se non quit sine corpore et ipso
Esse homine, illius quasi quod vas esse videtur (III, 554),
Quippe etenim mortale aeterno iungere et una
Consentire putare et fungi mutua posse,
Desipere est! (III, 800).

Also ist auch der Glaube an eine Unterwelt mit ihren Schrecken nutzlos und thöricht,

At contra nusquam apparent Acherusia templa.
Nec tellus obstat, quin omnia dispiciantur,
Sub pedibus quaecumque infra per inane geruntur. (III, 25.)

Ein wonniges Gefühl ergreift bei diesem Satze den Dichter, dass er in überströmender Dankbarkeit gegen Epikurus als den Befreier der geängstigten Seele ausruft:

His ibi me rebus quaedam divina voluptas
Percipit atque horror, quod sic natura tua vi
Tam manifesta patens ex omni parte retecta est. (III, 28).

Nachdem er noch einige, übrigens vorzüglich poetische Exkurse über die Notwendigkeit des Todes und die Wohlthat einer vollständigen Auflösung des Körpers und der Seele gegeben, die sich etwa in dem Worte: Das Leben ist der Güter höchstes nicht! zusammenfassen lassen, schreitet er zur Erklärung des Unterweltsmythus:

„Was von den Seelen im Acheron erzählt wird, das ist alles im gegenwärtigen Leben auf Erden vorhanden!“ (III, 978).

In dem Mythus von **Tantalus** folgt Lukrez nicht dem Homer (Odyssee, XI, 528), sondern dem Sophokles, Aeschylus, Archilochus, Alkman, Alcäus, Pindar (cf. Preller, griech. Myth. 676), indem er einen drohenden Felsen über seinem Haupte schweben lässt, und nun sagt er: Tantalus ist der Mensch, welcher, von eitler Furcht vor den Göttern gequält, mit Angst auf die Zufälligkeiten hinschaut, die das Schicksal ihm bringen könnte (III, 980).

Tityos, den Lukrez ganz wie Homer (Od. XI, 576) über neun Morgen ausgestreckt daliegen lässt, während die Geier ihm die Brust zerfleischen, das ist der Mensch, den die Glut der Liebe, banger Kummer oder irgend eine andere Sorge des Herzens schmählich aufzehrt (III, 984).

Sisyphus wälzt mit unermüdlicher Anstrengung den Felsblock den Berg hinan, aber jener stürzt, sobald er den Gipfel erreicht hat, immer wieder in die Ebene hinab.

Das ist, wie wir es im Leben vor Augen haben, der Mensch, welcher beständig „Bündel und Beil“ (fasces saevasque secures) d. h. die Oberherrschaft vom Volke zu erringen trachtet, doch abgewiesen, besiegt und traurig davongehen muss (III, 995).

Die **Danaiden** endlich, jene blühenden Jungfrauen, die stets das Nass mit durchlöchertem Gefäss zu schöpfen bemüht sind, das ist unser undankbares Gemüt, welches nimmer genug des Guten zu empfangen, nie sich sättigen zu können meint: wie auch der Kreislauf der Jahre uns mit Frucht und Ergötzungen aller Art erfreut, nimmer erfüllen uns des Lebens Güter mit Zufriedenheit (III, 1003).

So ist denn der **Tartarus** mit allen seinen Qualen, seinen **Furien** und seinem **Cerberus** nichts Besonderes ausserhalb unserer Welt, sondern bei uns selbst sind die Schrecken der Strafen für schändliche Thaten, die Bussen für Verbrechen: Kerker (carcer und robur, wie das Staatsgefängnis robur Tullianum in Rom), Sturz vom Felsen (horribilis de saxo iactus deorsum), Geissel (verbera), Henkersknechte (carnifices), Pech (pix), glühendes Eisen (lamina, eigentlich glühendes Metallblech, als Folterwerkzeug), Fackeln (taedae), und sind diese nicht da, so wendet das böse Gewissen den Stachel an, vorausfürchtend, was noch kommen könne, nicht wissend, wo und wann das Ende der

Strafe eintreten werde, ja noch dazu fürchtend, dass vielleicht im Tode diese noch schwerer werde —:

Hinc Acherusia fit stultorum denique vita! (III, 1010 ff.)

Und was nun die sogenannten **Pforten der Unterwelt** anbetrifft, welche man hier und da an sumpfigen, unzugänglichen Orten annahm, die **avernischen Örter und Seen**, so sagt Lukrez:

Principio, quo **Averna** vocantur nomine, id ab re
Inpositum'st, quia sunt **avibus** contraria cunctis,
E regione ea quod loca cum venere volantes,
Remigi oblitae pennarum vela remittunt,
Praecipitesque cadunt molli cervice profusae
In terram, si forte ita fert natura locorum,
Aut in aquam, est si forte lacus substratus Averni. (VI, 740.)

Er leitet also schon den Namen Avernus (wie das griechische ἄορνος) von dem natürlichen Grunde ab, dass dort die **Vögel** durch den Pesthauch getötet werden. (cf. Preller, gr. M. 672). So ist ihm die Stelle bei Cumae bekannt, wo schwefelerfüllte Berge aus heissen Quellen tödliche Dämpfe aufsteigen lassen, eine zweite zu Athen, hoch auf der Burg, nahe dem Tempel der Pallas Athene, wohin sich nicht einmal die Krähen, selbst wenn Opferduft vom Altare aufsteigt, zu schwingen wagen; griechische Dichter haben gesungen, dass Pallas selbst sie oder auch die Wächter verscheuchen, aber das ist unwahr. Auch von einem dritten Orte in Syrien hat er gehört, wo selbst Vierfüssler von der Gewalt der Pestluft niedergeworfen werden, wie es geschieht, wenn den unterirdischen Göttern Opfer geschlachtet werden. (VI, 756).

Der ganze Schluss des sechsten Gesanges bei Lukrez beschäftigt sich übrigens mit einer Reihe von Beispielen, welche die tödliche Wirkung der in der Erde verborgenen und die Lebensluft verderbenden Dünste und den Ursprung der Krankheiten und Seuchen auf natürliche Gründe zurückführen.

Auch **Blitz** und **Donner** spricht Lukrez, dem Volksglauben entgegengesetzt, der Einwirkung der Götter ab; weder **Juppiter noch andere Götter** können etwas damit zu schaffen haben, weil die Erscheinungen ganz von selbst durch Wolken, Luft und Winde hervorgerufen werden. Wenn etwa ein Juppiter, meint Lukrez, Blitze schleuderte und Donner erregte, warum treffe er nicht den Verbrecher? warum schade er so oft dem Unschuldigen? warum verschwende er so oft die himmlischen Funken an verödeten Orten? — Etwa, um seine Arme zu üben oder seine Schultern zu stärken? Warum werfe er nie aus heiterem, klarem Himmel, sondern nur aus Gewölk seine Geschosse herab? Warum blitze er ins Meer? Was haben ihm die Wogen, die Felder gethan? Warum treffe er sogar die heiligen Tempel, seine eigenen Wohnungen? warum die heiligen Bildnisse der Götter? Warum suche er vorzugsweise erhabene Stellen aus, die Blitze dahin zu senden? Eine Gottheit möchte doch so nicht verfahren! Und in der That beruhe auch Blitz und Donner auf ganz natürlichen Vorgängen im Weltenraume. — Diese Vorgänge versucht Lukrez in längerer Auseinandersetzung auch darzustellen. (cf. VI, 387 ff.). —

Das Bestreben des Lukrez ist, wie wir sehen, bei der Erörterung aller Mythen oder des volkstümlichen religiösen Götterglaubens also darauf gerichtet, den Menschen die Natur aus sich heraus zu erklären, ihnen die abergläubische Furcht vor den Göttern zu nehmen und sie zu einer vernünftigen Lebensweise und Lebensanschauung zu führen.

Weit entfernt, durch näheres Eingehen auf den Volksglauben diesen etwa reformieren zu wollen, erklärt er vielmehr gerade ihn für höchst verderblich, ja für die Ursache so mancher schändlicher Verbrechen. Er bekräftigt dies Urteil durch die Erzählung von dem Opfer der **Iphigenia.**

Die Griechen, auf der Fahrt nach Troja begriffen, werden durch ungünstigen Wind in Aulis festgehalten. — Dass dies Missgeschick eingetreten, weil Agamemnon eine heilige Hirschkuh der Artemis getötet hat, und dass der Seher Kalchas (nach andern das Orakel) zur Versöhnung der Göttin die Opferung seiner Tochter Iphigenia angeraten, davon erwähnt Lukrez nichts ausdrücklich, wie er übrigens in der ganzen Darstellung von andern Erzählern erheblich abweicht; aber auf einen religiösen Grund deutet auch er hin. — Am Altare der Göttin steht der trauernde Vater, ihm zur Seite die Priester, den Mordstahl vor Iphigenia verbergend, und die Führer der Griechen. Alle schauen mit Thränen in den Augen auf die nichts ahnende Unglückliche, die, mit dem Opferbande geschmückt, plötzlich ergriffen, zitternd zum Altare geführt und geopfert wird: sie, die also vergeblich mit dem süssen Vaternamen den grausamen König geehrt, die, statt nach vollendeter Weihe bei jauchzendem Hymenäus zur Hochzeit geführt zu werden, nun dazu bestimmt war,

[Ut] casta inceste, nubendi tempore in ipso,
Hostia concideret mactatu maesta parentis,
Exitus ut classi felix faustusque daretur.

Wie wenn er selbst noch beim Erzählen in Zorn gerate, ruft Lukrez aus:

Tantum religio potuit suadere malorum! (I, 80 ff)

Was ist aber dann von der Religion d. h. dem Glauben, der Scheu, der Ehrfurcht vor den Göttern zu halten?

Sie ist, wie Lukrez wiederholt entwickelt, entstanden, weil die Menschen die wahre Natur der Götter nicht richtig erkannt haben. Dem Wesen einer Gottheit, meint er, entspreche es, dass sie fern von unserm irdischen Thun und unsern Sorgen in seligster Ruhe unsterbliches Leben geniesse:

Omnis enim per se divôm natura necessest
Inmortali aevo summa cum pace fruatur
Semota ab nostris rebus seiunctaque longe;
Nam privata dolore omni, privata periclis,
Ipsa suis pollens opibus, nil indigna nostri,
Nec bene promeritis capitur neque tangitur ira. (II, 644).

Es giebt also auch nach Lukrez Götter, aber gottlos ist der, welcher sie mit menschlichem Sinnen, Sorgen und Trachten begabt, und ihre Wohnungen sind in keinem Teile der Welt selbst vorhanden (V, 146), sie sind unsern irdischen Stätten durchaus unähnlich (V, 153), sie sind

— — — — sedes quietae,
Quas neque concutiunt venti ac nubila nimbis
Aspergunt neque nix acri concreta pruina
Cana cadens violat semperque innubilus aether
Integit, et large diffuso lumine rident (III, 18),

und in diesen Räumen, von Epikurus und andern „Intermundien" genannt, leben die Götter gänzlich für sich in friedlicher Ruhe (II, 1092).

Die unwillkürliche, ja notwendige Schlussfrage, was denn überhaupt noch die Aufstellung solcher Götter bezwecke, lässt Lukrez völlig beiseite. Man wird kaum fehl gehen, wenn man behauptet, dass auch er wie sein grosser Meister Epikurus sich nicht ganz von irgendwelchem Gottesglauben lossagen konnte oder durch Hinweis auf eine absolute, dem menschlichen Begriffsvermögen entrückte intermundiale Göttlichkeit wenigstens eine gewisse Art von Religiosität bewahren mochte, die die Volksmenge, wenn sie sie auch nicht verstand, doch vielleicht achtete. Die heilige Begeisterung, mit der Lukrez seine philosophischen Sätze vorträgt und zu beweisen sucht, muss seiner Zeit sicherlich einen tiefen Eindruck gemacht haben, wie sie ja heute noch unsere hohe Bewunderung erregt. —

Wir betrachten nun weiter:

Die Mythen und religiösen Anschauungen, die Lukrez lediglich als Dichter benutzt.

Was der Dichter überhaupt zur Rechtfertigung seiner poetischen Darstellung der schwierigen und oft dunkeln, also nur mühsam zu erfassenden philosophischen Lehren anführt, nämlich, dass er gleich geschickten Ärzten, welche kranken Kindern den bittern, aber heilsamen Wermut in Bechern mit honigbestrichenen Rändern darreichen, für seinen Vortrag das süssredende Lied der Pieriden wählt —

. . . . . volui tibi suaviloquenti
Carmine Pierio rationem exponere nostram
Et quasi Musaeo dulci contingere melle (I, 945), —

das gilt zugleich für seine zweite Art der Behandlung alles Mythologischen.

Wir kommen hier wieder zuerst auf den Anfang seines Werkes zurück, wo er in herrlichen Versen die Göttin **Venus** anruft. Man müsste jedem Dichter die poetische Licenz absprechen, wenn man an dieser Anrufung Anstoss nehmen wollte. Gerade die Göttin, in welcher der Volksglaube das Ideal der Schönheit verehrte und der man den Ursprung der wichtigsten Triebe des Lebens zuschrieb, schien ihm geeignet, den Begriff der ganzen Natur, von der er reden wollte, zu personifizieren, und dazu kam wohl auch, dass er dem römischen Volke, welches seinen Ursprung selbst von der Göttin Venus herleitete, mit ihrer Lobpreisung als Schöpferin aller Dinge eine artige Schmeichelei sagen wollte. (Vgl. Preller, röm. Myth. p. 390). Darum ruft er sie an:

Aeneadum genetrix, hominum divomque voluptas,
Alma Venus . . . .
. . . . per te quoniam genus omne animantum
Concipitur visitque exortum lumina solis — (I, 1)

und bittet sie um Hülfe bei seiner Arbeit und Liebreiz für seine Worte, und damit kein Kriegslärm ihn störe, möge sie den Kriegsgott Mavors mit ihrem Liebesbann umstricken und —

suavis ex ore loquellas
Funde petens placidam Romanis, incluta, pacem. (I, 39).

Und wie reizvoll lässt er die Göttin erscheinen! Wenn der Frühling naht, schreitet die hehre Venus unter den Gestirnen und über Land und Meer dahin (vergl. V, 737: it ver et Venus), die Wolken weichen zurück, die Winde legen sich, die geschmückte Erde (daedala tellus) treibt liebliche Blumen hervor, die ruhige Meeresfläche lacht ihr entgegen, der heitere Himmel erglänzt, die Vögel der Luft verkünden ihr Nahen, die munteren Herden springen umher und selbst der reissende Bergstrom hält sie nicht auf, — alles, alles folgt dem Locken der Leben spendenden Gottheit. Es ist ein anmutiges dichterisches Bild der Natur selbst zur Frühlingszeit, das die Brust mit Entzücken erfüllt. —

Ebenso dichterisch stellt Lukrez später einmal, wo er von dem Satze spricht: „Nichts löst sich in nichts auf — die Uratome sind unvergänglich!" die Venus als Schöpferin auf: „Woher brächte denn Venus die Arten der Wesen immer wieder ans Licht? Woher ernährte sie die buntgestaltete Erde, woher gäbe sie Wachstum, Futter?" (I, 227). Sehr häufig spricht der Dichter von der Liebe in ihren verschiedenen Stadien unter Benutzung des Namens der Göttin, so: Veneris qui telis accipit ictus — unde feritur, eo tendit (IV, 1052); Veneris dulcedinis in cor stillavit gutta (1059); amantes cupide in Veneris compagibus haerent (1113), nec Veneris fructu caret is, qui vitat amorem (1073); conubia Veneris (III, 776) u. s. w.; den Namen der Venus Volgivaga endlich, welche die Römer mit der Venus Erycina identifizierten und der von gewissen Personen am 23. April ein besonderer Festtag vor dem collinischen Thore geweiht war (cf. Preller, röm. Myth. p. 396) verwertet Lukrez für die Bezeichnung der freien Liebe (IV, 1071). —

Kehren wir noch einmal zu dem schönen Bilde des Frühlings zurück, so haben wir hier neben der Leben und Segen spendenden Venus auch noch andere Gottheiten als poetische Zieraten zu merken, an welche der Dichter dann auch die übrigen Jahreszeiten knüpft. Die Verse sind so schön, dass wir sie selbst hersetzen:

It Ver et Venus, et Veris praenuntius ante
Pennatus graditur **Zephyrus**, vestigia propter
Flora quibus mater praespargens ante viaï
Cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.

Sequitur autem Aestas (Calor)

. . . . . et comes una
Pulverulenta **Ceres** et Etesia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit, graditur simul **Euhius Euan.**
Inde aliae Tempestates Ventique secuntur,
Altitonans **Volturnus** et **Auster** fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert pigrumque rigorem,
Prodit Hiemps, sequitur crepitans hanc dentibus Algor (V, 737).

So folgt Lukrez in der Schilderung der **Jahreszeiten** mit ihren Gottheiten ganz dem Volksglauben, aber auch nur, um die dem Volke geläufigen Namen für die Erscheinungen

selbst zu setzen: die Zeit der Blüte repräsentiert die Mater Flora, die Getreidereife die Ceres, die Zeit der Weinernte der Gott Bacchus, den der Dichter Euhius Euan nennt*); dazwischen treten die Namen verschiedener **Windgottheiten** auf: Zephyrus, den Lukrez auch Favonius nennt (I, 11), Volturnus, der nach Seneca (quaestt. nat. V, 16) mit Eurus identisch ist, Auster, der Gewitterwind, von dem Servius zu Vergil. Aen. VIII, 429 sagt: Nonnulli manubias fulminis his numinibus i. e. Jovi, Junoni, Marti et Austro vento adserunt attributas.

Ausdrücklich ermahnt Lukrez seinen Freund Memmius, sich doch von dem allgemeinen Aberglauben loszusagen, dass jene Winde wirklich Götter seien; nichts als eitle Furcht beherrsche die Herzen der Menschen, weil sie eben den wahren Grund, die allem Gewordenen innewohnende, verborgene Macht, nicht genug erforschen und erkennen (cf. V, 1225 und vorher).

Einen dichterischen Scherz erlaubt sich Lukrez mit den **Bezeichnungen der verschiedenen Mädchengestalten**, die wir, wenn auch nur einige Götternamen vorkommen, doch der Vollständigkeit halber sämtlich hersetzen wollen. Ist das Liebchen schwarz, sagt er, so heisst es: melichrus (*μελίχροος*) eine Brünette; ist sie unsauber: acosmos (*ἄκοσμος*) eine, die keinen Putz liebt; ist sie blaugrau-äugig (caesia): Palladium, das reine Pallasbild (*γλαυκῶπις Ἀθήνη*); ist sie nervig und dürr wie Holz: ein Rehchen (dorcas, *δορκάς*); ist sie klein wie eine Zwergin (pumilio): eine reizende Charitin (*Χαρίτων μία*), tota merum sal, ganz der reine Ausbund; ist sie himmelhoch lang (magna atque inmanis): die wunderbar Erhabene (cataplexis); stammelt sie: traulizi, *τραυλίζει*, sie lispelt; ist sie stumm: sie ist sittsam bescheiden (pudens); ist sie aber leidenschaftlich, verhasst, geschwätzig: Lampadium, ein Fackelchen, flackerndes Kerzchen; kann sie vor Magerkeit kaum leben: ischnon eromenion (*ἰσχνὸν ἐρωμένιον*), eigentlich „ein dürres Liebchen", etwa „ein zartes Püppchen"; stirbt sie fast vor Husten: rhadine (*ῥαδινή*), ein schwankendes Rohr; ist sie vierschrötig dick und vollbrüstig: Ceres, welche den Bacchus säugt (statt vierschrötig dick gemina liest Lachmann: Lamia = Hexe); ist sie stumpfnasig (simula): eine Silena oder Satura; hat sie plumpe Lippen: ein Kussmäulchen, philema. (IV. 1160). Alle diese Bezeichnungen, ob sie sich auf Vergleiche mit Gottheiten beziehen oder nicht, nennt Lukrez Thorheiten und Spielereien, die eben nur zum jeweiligen Ausputz benutzt werden, ohne etwas mit religiösen Ideen zu thun zu haben.

Bei dem Versuche, **die Entstehung von Tag und Nacht** zu erklären (V, 650), knüpft der Dichter ferner an die üblichen Sagen vom Sonnengotte **Sol** und der **Göttin Matuta** an, wieder nur, um damit seiner Redeweise einen Schmuck zu verleihen. Da sagt er, die Nacht bedeckt mit gewaltigem Dunkel den Erdkreis, weil entweder Sol, wann er

---

*) Interessant ist die Zusammenstellung aller Namen dieses Gottes bei Ovid, met. IV, 11:

Bacchumque vocant Bromiumque Lyaeumque
Ignigenamque satumque iterum solumque bimatrem.
Additur his Nyseus indetonsusque Thyoneus
Et cum Lenaeo genialis consitor uvae
Nycteliusque Eleleusque parens et Iacchus et Evan (Euhan)
Et quae praeterea per Graias plurima gentes
Nomina, Liber, habes.

die Rosse nach langer Fahrt bis zum Rande des Himmels getrieben, ermattet sein Feuer verhauchet, welches vom weiten Wege und vom Anstosse der Luft geschwächt ist, oder weil eben dieselbe Kraft, welche ihn zwang, seine Fahrt über der Erde zu machen, ihn nun zwingt, dieselbe auch unterhalb der Erde fortzusetzen. Der Sonne aber eilet voraus die **Mater Matuta,** die Morgenfrühe, die zu bestimmter Zeit die **rosige Aurora** über den Äther entsendet. — Der Kultus aller dieser Gottheiten war dem Dichter also wohlbekannt. Beiläufig sei hier erwähnt, was Cicero von der Matuta sagt: Ino, Cadmi filia, nonne Leucothea nominata a Graecis, Matuta habetur a nostris? (Tuscul. disp. I, 12, 28) und: Ino dea ducetur, quae Leucothea a Graecis, a nobis Matuta dicitur, quum sit Cadmi filia (De nat. deor. III, 19, 48). Sie ist aber als Mater Matuta schon früh als italische Gottheit verehrt, wie Janus als Pater Matutinus (cf. Preller, griech. Myth. p. 496, röm. Myth. p. 285). — Auf die recht wunderlichen Erklärungen der Morgenfrühe, der Morgenröte und des verschiedenen Lichtwechsels bei Lukrez ist hier nicht der Ort, näher einzugehen; es genügt für unsern Zweck der Hinweis, dass er auch bei diesen Naturerklärungen nur die dem Volke bekannten Namen für die Sache benutzen wollte. — Der mit dem griechischen Phoebus Apollo identifizierte Sonnengott erscheint übrigens auch bei Lukrez als der **Orakelgott,** dem der Lorbeer heilig ist; doch stellt Lukrez die delphischen Orakelsprüche weit unter die Aussprüche mancher Philosophen (I, 736 und vorher u. V, 112) und den phöbeischen Lorbeer erwähnt er nur als einen mit furchtbarem Prasseln verbrennenden Stoff (VI, 154). Auch als **Musengott** deutet er den Apollo nur beiläufig in dem Ausdruck an: Phoebea daedala chordis carmina (II, 505), und dass er die **Musen** selbst so oft hervorhebt, nur um damit die Dichtkunst und Musik zu bezeichnen und zu preisen, sehen wir an zahlreichen Stellen, von denen etwa ausgewählt seien:

I, 922: . . . . . acri
Percussit thyrso laudis spes magna meum cor
Et simul incussit suavem mi in pectus amorem
Musarum, quo nunc instinctus mente vigenti
Avia Pieridum peragro loca nullius ante
Trita solo ct.;

I, 928: . . . . . iuvatque novos decerpere flores
Insignemque meo capiti petere inde coronam,
Unde prius nulli velarint tempora Musae;

I, 933: . . . . . obscura de re tam lucida pango
Carmina, Musaeo contingens cuncta lepore;

I, 945: . . . . . volui tibi suaviloquenti
Carmine Pierio rationem exponere nostram
Et quasi Musaeo dulci contingere melle;

II, 412: . . . . . Musaea mele, per chordas organici quae
Mobilibus digitis expergefacta figurant;

III, 1037: . . . . . Heliconiadum comites (i. e. poetae), quorum unus Homerus
Sceptra potitus eadem aliis sopitu' quietest;

IV, 589: Fistula silvestrem ne cesset fundere Musam;

V, 1398: . . . . . agrestis tum Musa vigebat. —

Endlich ruft der Dichter, da er sich anschickt, vom Gewitter zu reden und dessen natürliche Ursache zu erklären, sogar die Muse **Kalliope** an, als ob er sich mit besonderer Kraft ausrüsten wolle (VI, 92):

Tu mihi supremae praescripta ad candida calcis
Currenti spatium praemonstra, callida Musa
Calliope, requies hominum divomque voluptas,
Te duce ut insigni capiam cum laude coronam!

Sie also, die Wonne der Menschen und Götter, solle ihm, der nun zum Ziele seiner Bahn eile, selbst den Weg zeigen, damit er den Kranz mit Ruhm erreiche. — Kalliope ist die Muse des heroischen Gesanges; unter ihrem Namen wünscht sich also der Dichter nichts anderes als Erhöhung seiner eigenen Kraft und Begeisterung, um für die hohen Dinge, die er schildern und erklären will, die rechten Worte, den überzeugenden Ausdruck und Schwung zu finden.

Einmal beruhigt der Dichter seinen Freund Memmius über den leicht möglichen Gedanken, dass diejenigen, welche die Göttlichkeit von Sonne, Mond, Sternen, Erde und Himmel leugnen und nach andern Schlüssen trachten, sich eines ungeheueren Frevels schuldig machten und Strafe büssen müssten,

Qui ratione sua disturbent moenia mundi
Praeclarumque velint caeli restinguere solem,
Immortalia mortali sermone notantes (V, 119).

Hierbei benutzt er zum poetischen Vergleich die Erinnerung an die himmelstürmenden **Giganten,** die er schon früher in das Reich der Fabel verwiesen hat (IV, 136), und warnt demgemäss auch vor solchem Aberglauben.

Es bleiben nun noch zwei Mythen übrig, die Lukrez im wesentlichen nicht ganz wegleugnen will, aber auch nur anführt, um das Verdienst seines Meisters Epikurus noch höher zu stellen und den Menschen die abergläubische Furcht zu nehmen, oder um sie zum Ausschmuck seiner vielleicht zu trockenen Doktrin zu benutzen: die Sagen vom **Herkules** und vom **trojanischen Kriege.**

Er erwähnt des Herkules berühmte Thaten: die Besiegung des nemeischen Löwen, des arkadischen Ebers, des kretensischen Stieres, der lernäischen Hydra, des dreigestalteten Riesen Geryon, der feuerschnaubenden Rosse des Diomedes, der stymphalischen Vögel, des die Hesperiden-Äpfel bewachenden Drachen, und sagt: „Was ist es denn für ein grosses Verdienst, solche Ungetüme bezwungen zu haben? Wären sie noch da, was könnten sie uns schaden, da sie ja an fernen Gestaden hausten, die keiner von uns zu betreten nötig hat? Noch giebt es viele Ungeheuer überall in der Welt:

Quae loca vitandi plerumque est nostra potestas.

Viel grösser also ist das Verdienst des Mannes, der uns die Unruhe im Herzen fortnimmt, und viel schlimmer sind die Ungetüme in unserer Brust wie: Hochmut, Unsauberkeit, Frechheit, Schwelgerei, Faulheit:

Haec igitur qui cuncta subegerit ex animoque
Expulerit dictis, non armis, nonne decebit
Hunc hominem numero divom dignarier esse?“ (V, 49).

Von der **trojanischen Sage** endlich weiss Lukrez zu erzählen: Helena, die Tochter des Tyndarus und der Leda, ist von dem phrygischen Alexander, den ihre Schönheit entflammt hat, geraubt worden. Das giebt Anlass zum Kriegszuge der Griechen gegen Troja. Nach blutigen Schlachten gelingt es erst durch die List mit dem hölzernen Pferde, in die Stadt einzudringen; in der Stille der Nacht entsteigen die auserwählten Griechen dem Bauche des Pferdes und setzen die königliche Burg Pergamum in Brand. — Das ist ein Beispiel, welches der Dichter-Philosoph benutzt, um damit seine Erklärung des Begriffes **„Zeit“** zu illustrieren. Das Ereignis als solches nimmt er als wirklich geschehen an, aber es sei nichts **„Seiendes“**. Was man unter dem Worte „Zeit“ begreife, sei eben jenes Geschehene; Geschehenes aber sei nicht wie „Körper“ von eigenem Bestand und Wesen, auch nicht wie das „Leere“, sondern — Ereignis beider, der Körper und des Raumes, in welchem sich jegliches zutrug. (I, 459):

Nam quaecunque cluent, aut his **coniuncta** duabus
Rebus ea invenies aut horum **eventa** videbis. (I, 449).

Unter **coniunctum** versteht Lukrez das dem Körper und Leeren eigentümlich und unabtrennbar Angehörige, das proprium accidens, wie das Gewicht beim Steine, die Wärme beim Feuer, die Berührung beim Körper, unter **eventum**, das zufällig und allgemein Hinzutretende, das commune accidens, welches, ob gerade vorhanden oder nicht, die Natur der Dinge nicht stört, wie Knechtschaft, Armut, Reichtum, **Krieg**, Eintracht u. s. w. —

Dieser recht schwierige Satz führt, wie wir sehen, uns wieder auf die lukrezische Philosophie zurück. —

Wie spröde und wunderlich auch oftmals der philosophische Stoff des Gedichtes ist, so ist doch nicht zu bestreiten, dass Lukrez ihn mit vieler Kunst in ein Ganzes verwebt und mit wohlthuender Wärme durcharbeitet hat. Seine heilige Begeisterung im Kampfe gegen den Aberglauben erregt deshalb nicht minder Interesse wie der an vielen Stellen mit blühender Malerei hervortretende poetische Aufschwung. —

Franz Siemering.

Schul-Nachrichten.

I. Die allgemeine Lehrverfassung der Schule.

1. Übersicht über die einzelnen Lehrgegenstände und die für jeden derselben bestimmte wöchentliche Stundenzahl.

A. Realgymnasium.

	VI.	V.	IV.	U. III.	O. III.	U. II.	O. II.	U. u. O. I.	Summa.
Christliche Religionslehre . . .	3	2	2	2	2	2	2	2	17
Deutsch	3	3	3	3	3	3	3	3	24
Latein	8	7	7	6	6	5	5	5	49
Französisch	—	5	5	4	4	4	4	4	30
Englisch	—	—	—	4	4	3	3	3	17
Geschichte und Geographie . .	3	3	4	4	4	3	3	3	27
Rechnen und Mathematik . . .	5	4	5	5	5	5	5	5	39
Naturbeschreibung	2	2	2	2	2	2	—	—	12
Physik	—	—	—	—	—	3	3	3	9
Chemie	—	—	—	—	—	—	2	2	4
Schreiben	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Zeichnen	2	2	2	2	2	2	2	2	16
Summa	28	30	30	32	32	32	32	32	248

B. Vorschule.

	III. Vorschulklasse.	II. Vorschulklasse.	I. Vorschulklasse.	Summa.
Religionslehre	2	2	2	6
Deutsch	—	2	4	6
Lesen	5	5	6	16
Rechnen	4	4	4	12
Anschauung	—	1	1	2
Schreiben	4	4	4	12
Summa	15	18	21	54